



Von Mozarts und Oscars

Wenn Kritiker reisen, sind die Künstler meist schon vor ihnen am Zielort angekommen. Und so findet sich zusammen, was zusammengehört: alte Bekannte, diesmal in Brüssel, Berlin, München, Salzburg und Madrid.

Das Schöne am Premierenhüpfen und Konzerteschlürfen: Man wird von guten alten Bekannten erwartet. Ob in München, Berlin, Hamburg oder Zürich, London oder Paris: Immer sind da Sänger und Dirigenten, wegen denen man gekommen ist, die sich mit einem weiterentwickeln, zum Guten oder zum Schlechteren. Was manchmal hoffentlich nur Tagesform sein mag. Wie bei Eva-Marie Westbroeck bei ihrem Rollendebüt als Puccinis Manon in Brüssel. Die Niederländerin, die sich von London bis New York, Barcelona bis München längst in die erste Reihe der lyrisch-dramatischen Soprane gesungen hat, versucht gegenwärtig eine Doppelstrategie: hier deutsches Repertoire, dort italienische Spintorollen. Sie punktet mit ihrer üppigen Mittellage, setzt dramatische Forte-Akzente, aber metallisch harte Spitzentöne lassen auch Beanspruchung hören. Da klang vor Jahren ihre Chrysothemis an der Komischen Oper Berlin viel unangestregter. Und natürlich ist ihr Timbre kein spezifisch italienisches. Hoffen wir, dass sie die Rolle im nächsten Jahr, wenn sie sie in Simon Rattles Baden-Badener „Manon“ singen wird, besser beherrscht.



Rattle dirigierte kürzlich auch in Berlin ein paar „Rosenkavalier“-Vorstellungen an der Staatsoper mit seiner Frau Magdalena Kozená als sehr burchikosem Octavian und zwei Debütantinnen: Dorothea Röschmann sang ihre erste Marschallin, fraulich gerundet und textfein, aber mit einer Tendenz zum Keifen, wenn Rattle laut wurde. Dann musste sich auch Anna Prohaska, die Shooting-Soubrette des Hauses, anstrengen. Sie war angenehm wenig süßlich, ja fast punktig kratzbürstig, gerade aber die für die Rolle so wichtigen silbrigen Spitzentöne wie beim „Gruß vom Himmel“ machten wenig Eindruck. Auch bei Kristine Opolais, die als Mimí an der Staatsoper unter der etwas flüchtigen Leitung ihres Mannes Andris Nelsons kurz vor ihrem Met-Debüt noch Station machte, muss man konstatieren: eine sich verzehrende Darstellerin, mit wenig süßen Mädchentönen.



Wiederum Rattle bereitete hingegen Barbara Hannigan bei den Berliner Philharmonikern im sanft schillernden Liedzyklus „Correspondences“ von Henri Dutilleux ein wunderbar weiches Klangbett. Man wird nicht müde, dieser faszinie-

rend eindringlichen kanadischen Sopranistin zuzuhören und -zusehen. Tänzerinnengleich hat sie eine unmittelbare Präsenz, in diesen Stücken, zum Teil nach Briefvorlagen von Alexander Solschenizyn oder Vincent van Gogh, fesselt sie von der ersten Note an mit ihrer schmeichelnd luxurierenden Stimme.



Eine schöne Wiederbegegnung gab es mit Joyce DiDonato, die in München in die arg dekorative „I Capuleti e i Montecchi“-Inszenierung von Vincent Boussard eingestiegen war. Die soll ja als dann doch eher zweitklassiger Bellini nur ein Vorwand sein für schöne Stimmen in den Edelstoffarrangements von Christian Lacroix. Was diesmal aufging. Joseph Calleja für die Nebenrolle des Tebaldo ist purer Luxus, Ekaterina Siurina als zerbrechliche Julia balancierte nicht nur schwindelfrei auf einem Waschbecken, sondern auch durch ihre zart ziselierten Spitzentöne. Als Romeo stand die DiDonato fesch ihren Jünglingsmann, verzauberte mit satten, doch schlanken Kantilenen, Jubelspitzen und zart umflorter Melancholie. Die mochte man gar nicht sterben lassen!

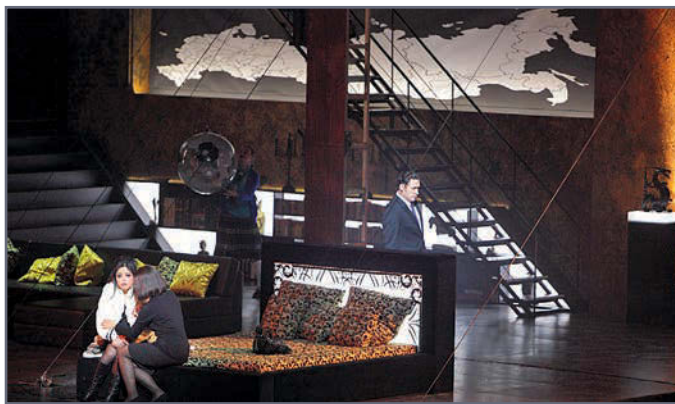


Fotos: Monika Rittershaus/Staatsoper Berlin



„Rosenkavalier“-Trio in Spitzenbesetzung: Neben Anna Prohaska brillieren Dorothea Röschmann und Magdalena Kozená in der von Simon Rattle geleiteten Aufführung an der Berliner Staatsoper.

Tags zuvor gab es hier eine ganz unerwartete Stargeburt. Im routiniert modernen, im heutigen Russland als Vorbild aller modernen korrupten Politssysteme inszenierten „Boris Godunow“ Calixto Bieitos leuchtete ein dunkler Stern: der ukrainische Bass Alexander Tsymbalyuk. Ein einsamer, umdusterter Zar. Verletzlich und gefährlich zugleich, anziehend und abstoßend. Und plötzlich hat die von Kent Nagano dirigierte



Calixto Bieito ist ein Regisseur, der seinen Sängern oft die Show zu stehen droht. Nicht aber in München, wo der junge ukrainische Bass Alexander Tsymbalyuk ein beeindruckendes Rollendebüt in Bieitos Inszenierung von Mussorgskijs „Boris Godunow“ gibt.

Premiere ein Herz und ein Zentrum. Der sensationelle 37-Jährige, der bisher klug an der Hamburgischen Staatsoper große Nebenrollen gesungen hat, wird nach diesem grandiosen Rollendebüt Weltkarriere machen. Was für eine Stimme aus tönendem Erz und klingender Bronze! Was für ein charismatischer Darsteller! Der vor allem gelernt hat, dass leise viel stärker wirkt als laut. Sein Tod, das Verlöschen eines verlassenen, gescheiterten Menschen zwischen Angst, Schmerz und Wahnsinn, der einfach nur zusammensinkt, dabei ergreifend in jeder Sekunde, das hat die Opernwelt so noch nicht gesehen.

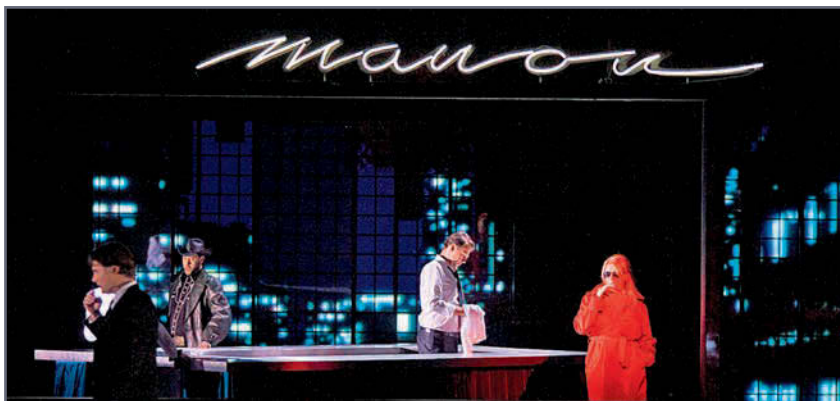


Und noch einer, um den es einem immer ein wenig bange ist: Rolando Villazón. Der charismatische Mexikaner hat sich inzwischen klug Nebenspielforte gesucht, seit ihm das italienische und französische Haupttenorrepertoire zu schwer wurde. Und fand sie vor allem auch bei Mozart. Diesmal war er der Star in einem „Lucio Silla“ in Salzburg. Marc Minkowski dirigierte begeistert seine

Musiciens du Louvre, der von ihm ausgewählte Choreograph Marshall Pynkoski versuchte auch optisch einen historisch informierten Regiezugang; was nicht schlecht gelang. Doch unter den sehr guten Sängern war der Tribun Silla alias Villazón der König. Mit einem Trick. Bei der Uraufführung musste der kranke Tenor durch einen schwachen Sänger ersetzt werden, was das Nummerngefüge durcheinanderbrachte. Jetzt wurde der ambivalenten Titelfigur musikalisch Genüge getan, aber die Handlung stand still: Villazón trat quasi aus seiner Rolle, reflektierte noch einmal seine Situation, war Versatzstück und Mensch zugleich. Und sang eine prunkende, vor dem Finale eingefügte Silla-Arie aus einer Alternativversion des von Mozart so geachteten Johann Christian Bach.

Dem Startenor lag die tiefe Rolle gut. Freilich gab er in den Rezitativen zu viel Kraft, verblendete nicht immer ideal seine doch sehr unterschiedlichen Timbres. Was nichts machte – er hatte viel riskiert, sich ganz nah dran am Publikum bloßgestellt. Das liebte ihn dafür.

Eva-Marie Westbroek in der Brüsseler Neuinszenierung von Puccinis „Manon Lescaut“. So wirklich zu liegen scheint ihr diese Partie nicht – aber was nicht ist, kann ja noch werden.



Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.